



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Romantik

Jaspert, Reinhard

Berlin, 1949

Caspar David Friedrich (1777-1840).

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80777)

FRÜHROMANTISCHE MALEREI

CASPAR DAVID FRIEDRICH

1777—1840

Aphorismen

Friedrichs Rechtfertigung seines „Kreuz im Gebirge“ gegen C. von Rumohr

... Kurz, F. ist ein abgesagter Feind des sogenannten Kontrastes. Sich durch Widersprüche aussprechen zu wollen, findet er verrückt. (So nennen die groben platten Menschen den Kontrast.) Jedes wahrhafte Kunstwerk muß nach seiner Meinung einen bestimmten Sinn aussprechen, das Gemüt des Beschauers entweder zur Freude oder zur Trauer, zur Schwermut oder zum Frohsinn bewegen, aber nicht alle Empfindungen wie mit einem Quirl durcheinander gerührt in sich vereinigen wollen. Eins muß sich durchs Ganze führen, und jeder einzelne Teil desselben muß das Gepräge des Ganzen haben; und nicht wie viele Menschen sich hinter schmeichelnden Worten mit heimtückischer Bosheit verstecken.

Kontrast, spricht ihr, das ist die Regel aller Regeln,
Das Grundgesetz der Kunst doch nur für euch, die
ihr Kontrast vom Geist, nur Körper seid! Da paßt 's!

Wo Herz und Gemüt im Menschen erkaltet ist, da kann die Kunst nie heimisch sein, dem H. v. R. erscheint deshalb die landschaftliche Natur leblos, weil er gefühllos gegen die Natur ist.

1809

Ihr nennt mich Menschenfeind,
weil ich Gesellschaft meide,
ihr irrt euch,
ich liebe sie.
Doch, um die Menschen nicht zu hassen
Muß ich den Umgang unterlassen.

Ihr lobt mich oft mit lauten Zungen,
wie wunderschön ist dies gelungen,
wie tief und herrlich durchgedacht.
Oft schwieg ich still. Oft hatt ich auch gelacht.
Doch wenn ich das, was ich bin, voller Seel empfunden,
Was frei voll Geist dem Pinsel mir entschwunden,
Gezeigt, und ihr seid kalt geblieben,
Konnt's in der Seele mich betrüben.

Denn wie nur ein reiner, ungetrübter Spiegel ein reines Bild wiedergeben kann, so kann auch nur aus einer reinen Seele ein wahrhaftes Kunstwerk hervorgehen.

Groß ist dies Bild, und dennoch wünscht man es immer noch größer, denn die Erhabenheit der Auffassung des Gegenstandes ist groß empfunden und fordert immer noch größere Ausdehnung im Raum, es ist daher immer ein Lob für ein Bild, wenn man es größer wünscht.

Viele Bilder habe ich heute gesehen, der größte Teil schmeckt nach Fabrik, viele nach Akademie, nur ein kleiner Teil ist allenfalls eigene Schöpfung zu nennen.

Nach einer Manier zu erlernen muß man nicht trachten, diese kommt leider nur zu früh von selbst, ohne daß man sich erst Mühe darum zu geben braucht.

Was unsere Vorfahren in kindlicher Einfalt taten, das dürfen wir bei besserer Erkenntnis nicht mehr tun. Wenn große Leute wie die Kinder in die Stube scheißen wollen, um damit ihre Unschuld oder Schuldlosigkeit beweisen zu wollen, möchte wohl nicht gut aufgenommen und geglaubt werden.

Nicht unterwiesen zu sein, ist für geistig begabte Menschen ein Glück. Das viele Lehren und Unterweisen ertötet nur zu leicht, wie schon gesagt, das Geistige im Menschen und erhebt etwa die Erbärmlichkeit zum Mittelmäßigen empor. Der Schade ist größer als der etwaige Gewinn.

Dieser Maler lebt einzig von Diebstahl.

Die Natur gab nicht einem alles, aber jedem etwas. In jedem einzelnen Gegenstand aber liegt eine Unendlichkeit der Auffassung und Vielseitigkeit der Darstellung.

Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht . . .

Zum Schluß möchte ich die Frage aufwerfen: Macht der Mensch die Zeit oder die Zeit den Menschen? Bei Betrachtung einer Reihenfolge von älteren und neueren Kunstwerken scheint mir die Frage sehr nahe zu liegen, wie jederzeit ihre Grenze gesteckt ist und über das Ziel der Zeit hinaus auch der genialste Mensch nicht kommen kann; oder, wo es einmal gelungen, die Grenze zu überschreiten, von der Mitwelt durchaus nicht anerkannt oder wohl gar für verrückt erklärt wurde, die spätere Nachkommenschaft erkannte es erst.

Aus „Aphorismen“

*

Heilig sollst du halten jede reine Regung deines Gemütes, heilig achten jede fromme Ahnung; denn sie ist Kunst in uns. In begeisternder Stunde wird sie zur anschaulichen Form; und diese Form ist dein Bild!

Vielen wurde wenig, wenigen viel zuteil, jedem offenbart sich der Geist der Natur anders; darum darf auch keiner dem anderen seine Lehren und Regeln als untrügliches Gesetz aufbürden. Einer ist Maßstab für alle; jeder nur Maßstab für sich und für die mehr oder weniger ihm verwandten Gemüter . . . Die Kunst ist unendlich, endlich aller Künstler Wissen und Können.

Nebensache hin, Nebensache her! Nichts ist Nebensache in einem Bilde, alles gehört unumgänglich zum Ganzen, darf also nichts vernachlässigt werden. Wer dem Hauptteil seines Bildes nur dadurch einen Wert zu geben weiß, daß er andere, untergeordnete Teile in der Behandlung vernachlässigt, mit dessen Wert ist es schlecht bestellt. Alles muß und kann mit Sorgfalt ausgeführt werden, ohne daß jeder Teil sogleich zu sehen sich aufdrängt. Die wahrhafte Unterordnung liegt nicht in der Vernachlässigung der Nebensachen zur Hauptsache, sondern in der Anordnung der Dinge und Verteilung von Schatten und Licht.

Aus „Über Kunst und Kunstgeist“

*

Dies Bild ist schön gemacht, doch nicht durchdacht; es ist erfunden, aber nicht empfunden.

Dies hier ist tief empfunden, doch weniger durchdacht, und schlechter noch gemacht.

Dies Bild ist wohl empfunden und reiflich auch durchdacht, doch weniger gut gemacht.

Den Herren Kunstrichtern genügt auch eine deutsche Sonne, Mond und Himmel und unsere Felsen, Bäume und Sträucher, unsere Ebenen, Seen und Flüsse nicht mehr. Italienisch muß alles sein, um Anspruch auf Größe und Schönheit machen zu können.

Wie groß ist die Zahl derer, so sich Künstler nennen ohne zu ahnen, daß noch etwas ganz anderes dazu gehöre, als bloße Geschicklichkeit der Hände, daß die Kunst aus dem Inneren des Menschen hervorgehen muß, ja von seinem sittlich-religiösen Wert abhängt, ist manchem ein töricht Ding.

Mache was du willst, Anerkennung werden deine Leistungen nie mehr finden, und in dem Grade, als man früher deine Arbeiten vielleicht übertrieben gelobt, wird man jetzt alles tadeln und verachten, denn du hast diese Ehrenmänner beleidigt und laut und unumwunden für Schufte erkannt. Die wengleich nach ihrer Moral leichtsinnige Bubenstücke verüben, doch um alles in der Welt willen nicht als Schurken erscheinen wollen. Aber dieser, dein Freimut, wird dir den Hals brechen, und nimmer und nie wird man es dir verzeihen. Armer Teufel, du dauerst mich! Denn sei versichert, wo du gehst und wo du stehst und wo du sitztest und wo du liegst, und was du tust und was du treibst, man umschleicht dich von ferne (selbst dein Schreibtisch und Briefe sind diesen Leuten nicht verschlossen), und siehe, es geht kein Wort über deine Zunge, so diese Gauner nicht zu verdrehen wissen, zu deinem Nachteile und ihrem Vorteile. Dein Bild hier würde gewiß unter anderen Umständen Anerkennung finden, und daß es hier überhaupt noch aufgenommen ist, hat gewiß noch seinen besonderen Grund, wohinter man die eigene Schuld verstecken will und damit zu täuschen glaubt.

XX galt (Friedrich meint s i c h) für einen Künstler, als er noch keiner war, jetzt da er es ist, gilt er es nicht mehr. Früher galt er bei anderen, jetzt gilt er sich selbst etwas. Viele ziehen das erste, wenige das zweite vor.

Auf den ersten Blick stellt sich dieses Bild, die Trümmer eines verfallenen Klosters („Ruine von Eldena?“), als eine Erinnerung einer düsteren Vergangenheit dar. Die Gegenwart erhellt die Vorzeit. In dem anbrechenden Tag erkennt man noch die weichende Nacht. Das Auge wird im Bilde geleitet, vom Lichte in die Dämmerung, von der Dämmerung weiter in die Dunkelheit, von der Dunkelheit noch weiter in die Finsternis . . .

. . . Ich muß allein bleiben und wissen, daß ich allein bin, um die Natur vollständig zu schauen und zu fühlen, ich muß mich dem hingeben, was mich umgibt, mich vereinigen mit meinen Wolken und Felsen, um das zu sein, was ich bin. Die Einsamkeit brauche ich für das Gespräch mit der Natur.

Zum Dichter Joukowski

Goethe sagt, ich habe keine Lebensart. Nun, so habe ich doch wenigstens eine Art zu leben.

Aus „Äußerung der Betrachtung einer Sammlung von Gemälden“